

Der Diktator.

Skizze von Egon-Erich Albrecht.

„Das Gefühl ist der ärgste Feind des Staatsmanns, denn es ist ein Zeichen der Schwäche,“ schrieb der Diktator in sein Tagebuch, in das er täglich irgendeine solche Sentenz als Bilanz des Tages einzutragen pflegte. Dann trat er ans Fenster und blickte in die Nacht hinaus, über deren bleiche Stirn die Wolken wie gefährvoll schwere Sorgen zogen. Ob es Petermann wohl geglikt war? dachte er, indes sich seine Lippen fest zusammen preszten. Ob er ihn nun endlich in die Hand bekam, ihn, Stefan Colomb, seinen erbittertsten Gegner, den einzigen, der ihm noch gefährlich werden konnte. Er mußte ihn haben, in die Knie zwingen, vernichten!

Ein leises Klopfen an der geheimen Tür. Der Diktator hörte es nicht. Plötzlich sah er hinter sich im Spiegel der Fenster Petermanns bleiches Gesicht, die flackernden Fanatiker-Augen. „Nun?“ drehte er sich halb um. Petermann verneigte sich leicht: „Wir haben ihn.“ Er übergab dem Diktator ein Bündel Papiere.

Der überflog sie, nicht befriedigt: Stefan Colomb war in seiner Hand, der Verschönerung, des Hochverrats überführt. Nun mußte, sollte er fallen.

„Der Oberst Stefan Colomb wird wegen führender Beteiligung an einem Komplott gegen die Staatsicherheit und das Leben des Diktators zum Tode durch Erschießen verurteilt. Das Gesetz im Verzuge ist, wird das Urteil morgen früh vier Uhr vollstreckt.“

„Und das Staatsgericht?“ wagte Petermann einzuwenden.

„Das tritt morgen mittag zusammen und bestätigt den Spruch. Die Presse hat dann zu berichten, daß der Staatsverräter Colomb am Morgen nach dem Spruch des Staatsgerichts erschossen worden sei. Petermann, in einer Stunde will ich die Dekrete zur Unterschrift haben.“

„Dekrete?“

„Ja, das Todesurteil und dann ein anderes, das ihn zum Präfecten der Residenz ernannt.“

Triumph leuchtete in den Augen Petermanns auf, als er sich verbeugte und wieder durch die Geheimtür verschwand. Der Diktator ließ sich keine Dienste schenken.

Nach einer Stunde lagen die beiden Dekrete vor dem Diktator. Schnell hatte er durch Unterschrift und Siegel die Ernennung Petermanns zum Präfecten der Hauptstadt vollzogen. Ein kurzes Besinnen, dann unterschrieb er auch das Todesurteil. Stefan Colomb's Schicksal war entschieden.

Doch nein, noch nicht. Schon wollte er die beiden Dekrete dem stumm harrenden Petermann übergeben, da nahm er das Todesurteil zurück und übergab Petermann nur seine Ernennungsurkunde. „Petermann, besorge Er sich schon seine Uniform, und hole Er in einer Stunde das Todesurteil für den Colomb ab.“

Der Diktator lächelte kaum merklich; er kannte seinen Petermann. Der hatte gewiß die goldstrotzende Präfectenuniform schon seit Tagen fertig im Schrank hängen und sie, wer weiß wie oft, schon vor dem Spiegel anprobiert.

„Wer die Etikette der anderen am geschicktesten zu nützen versteht, wird am besten fahren“, dachte der Diktator und freute sich der neuen Sentenz für sein Tagebuch.

Und dann lag wieder das Todesurteil für Colomb in seiner Hand. Plötzlich stand ein Bild vor seinen Augen, als sei es gestern erst gewesen. Es war der Tag, da sein Mitschüler Stefan Colomb sein Feind wurde. Beide zählten damals vierzehn Jahre, beide sammelten mit Leidenschaft Briefmarken, Stefan Colomb, der seine, kluge und lebensgewandte Sohn eines wohlhabenden, kultivierten Elternhauses, und er, der arme, unbeholfene, aber von brennendem Ehrgeiz getriebene Lehrersohn. Er wollte Stefan zum Turnen abholen und wartete in dessen Zimmer, da Stefan mit seinen Eltern noch am Kaffeetisch saß. Da sah er vor sich Stefans Briefmarkenalbum auf dem Tisch liegen. Er schlug es unwillkürlich auf und sah von dem weißen Blatt die dreieckige blaue Cap der guten Hoffnung leuchten, nach der er sich schon lange sehnte. Nicht wegen ihres Preises — es war die billigste ihrer Art —, sondern weil die dreieckige Form ihr etwas Besonderes, Vornehmer gab. In Stefans Album gehörte sie zu den Selbstverständlichkeiten, in seinem wäre sie ein Kleinod, die Krone gewesen. Und wie unter einem geheimen Zwange löste er die Marke vom Blatt, barg sie in seinem Taschensuch.

Da sah er auf und erblickte in einem Spiegel vor sich Stefans schmales, blaßes Gesicht mit den ruhigen, klugen und doch so kühlen Augen. Schred. Angst durchzuckte ihn siedend-

heiß. Stefan mußte den Diebstahl bemerkt haben. Einen Augenblick blickten sich beide starr durch den Spiegel an. Er sah deutlich, wie Stefans Kinnflügel, wie immer, wenn er erregt war, bebten. Doch dann trat Stefan auf ihn zu, begrüßte ihn ruhig und mit kühler Freundlichkeit, als sei nichts geschehen. Nahm dann das Album in die Hand, blätterte wie achlos darin, hielt jäh inne, als er die Lücke sah, sah sich schnell und sagte: „Schade, daß die dreieckige Blaue nicht mehr da ist. Ich wollte sie Dir schenken. Da habe ich sie wohl schon jemand anders gegeben. Du darfst Dir aber dafür eine andere aussuchen, die Du gern haben willst.“

Er hatte stammelnd abgelehnt, war beschämt, niedergedrückt und froh zugleich gewesen. Seit diesem Tage aber haßte er Stefan Colomb.

Und nun wußte er, was er tun würde: sich endlich die Vergeltung für die damalige Beschämung holen, auf die er schon so lange brannte. Morgen würde er im Senat eine große Rede halten, Colomb ins Gesicht Hochverrat und Komplott nachweisen, sagen, daß von Rechts wegen sein Leben verwirkt sei, daß er es ihm aber um ihrer alten Jugendsfreundschaft willen schenke, daß er ihn laufen lasse. Ja, laufen lassen will er ihn, denn was ist schon ein Stefan Colomb gegen ihn, den Diktator!

Als Petermann kam, wies der Diktator auf das zerrissene Dokument und sagte kühl, daß er es sich anders überlegt habe. Da zweifelte Petermann zum ersten Mal an seinem Herrn und Meister.

Sieben Monate später. In rasender Fahrt näherte sich ein verdecktes Auto der Grenze. Einer stieg aus, ein paar Händedrucke, leise Dankesworte, dann fuhr das Auto wieder ab. Der Diktator überschritt an dieser unbewachten Stelle die Grenze. Das heißt, der gestürzte Diktator. Denn seine große Anklagerede gegen Stefan Colomb hatte ihm wohl damals den stürmischen Beifall des Senats eingetrugen, aber Colomb gab sein Spiel nicht verloren. Er und seine Leute wühlten im Volke, wußten die Bequädlung Colomb's als Schwäche ausulegen, und so fiel alles mit der Zeit immer mehr vom Diktator ab, bis nun Colomb's Gewaltreich kam.

Es war still. Im Osten griff der junge Morgen mit roßigen Fingern nach den weißen Fingern, daß sie jact erblickten.

Langsam schritt der Diktator die Bergstraße hinab ins fremde Land. Ein Vogel sang, ein zweiter fiel jubelnd ein. Eine Blume, funkelt im Silbertau, beugte sich vom Wegrand grüßend über seinen Fuß, daß er stehen blieb und sie aufhob. Und merkwürdig, er fühlte sich nicht verbittert, alle Unruhe wich von ihm; er war trunken von diesem strahlenden Morgen, dieser schönen, herrlichen Welt, die sich als Glück nur dem innerlich Freien schenkt. Und ihm fiel ein: Das Gefühl ist die Schwäche der Starken, aber die Stärke der Schwachen.

Wie eine Stadt 1547

vor der Plünderung bewahrt wurde.

In früheren Zeiten herrschten raue Kriegssitten. Das Plündern von Dörfern, die man eingenommen hatte, war gang und gäbe, gehörte gar meist zum Lohn der siegreichen Landsknechte, der diesen von Rechts wegen als Teil des Traktaments zustand. Ganze Feldzüge wurden auf die Art finanziert. Dabei rechneten zur Beute nicht nur Geld und Gut, sondern auch Leib und Leben der Bewohner einer eroberten Stadt. Mitunter fanden sich aber unter den Offizieren der siegreichen Truppen Kenner und Verehrer von Kunst und Wissenschaft, und das führte dann manchmal dazu, daß Dörfern dem Namen einer Leuchte der Wissenschaft ihre Rettung verdankten. Solches ereignete sich beispielsweise, als Karl V. im Jahre 1547 Müggeln plündern ließ. Ein Oberst entdeckte in einem Hause das Bild eines damals berühmten Astronomen und Geographen, des Peter Apianus. Dem Offizier war die Bedeutung des Gelehrten bekannt. Als er obendrein erfuhr, daß Apianus der Bruder des Hausbesizers und in Müggeln geboren war, machte er dem Kaiser von der Entdeckung Meldung. Dieser verbot daraufhin „bei Todesstrafe“ jedes Plündern und Brennen, um „das Andenken des Peter Apiani zu ehren.“

Warburger Warte

Gratisbeilage zum
Warburger Kreisblatt

Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge
verboten

Schriftleiter Paul Duid, Warburg

Druck und Verlag
des Warburger Kreisblattes



Nr. 96

4. Dezember 1929

4. Jahrgang



1. Fortsetzung.

„Daß ich Selbstmord verübt habe, nicht wahr. — Es ist nicht so, Schwester. Man hat einen Mordversuch auf mich verübt.“

Wie gelähmt saß sie da.

„Sie wundern sich, Schwester,“ fuhr er fort. „Ja, eigentlich ist es auch zum Wundern, denn ich wüßte nicht, wer mir feindselig gesinnt sein könnte. Sie müssen wissen, ich bin der jüngste Sohn des Baumwollkönigs John Wilde. Ich habe zwei ältere Brüder. Sie leben noch. Das Erbe unseres Vaters wurde uns dreien zu gleichen Teilen übergeben. Mein ältester Bruder, Peter Allan, ist Besitzer der mexikanischen Besitzungen. Der zweite, Will, hat die Plantagen in den Staaten geerbt, während ich das hiesige Geschäft samt dem ganzen Grundbesitz hier erhielt. Das Barvermögen betrug 85 Millionen. Jeder Sohn erhielt nach Abzug der Legate und Stiftungen rund 27 Millionen Dollar ausgezahlt. Da die Besitztümer, die meine Brüder erbten, größer waren als die meinen, bekam ich von ihnen noch insgesamt 26 Millionen bar, so daß sich mein Vermögen auf 53 Millionen stellte. Ich habe das Geschäft meines Vaters auf seiner Höhe erhalten. Spekulationen liegen mir fern; ich pflege keine großen Gesellschaften, tue niemandem weh — und habe doch einen harten, unerbittlichen Feind, der mich seit Jahren verfolgt, und dem ich nun fast erlegen wäre. Glauben Sie mir, ich hatte es so satt, daß ich mir den Tod wünschte.“

Erstöpft hielt er inne und sank in die Kissen zurück. Helen beugte sich über ihn. „Still, ganz still! Sprechen Sie nicht weiter! Sie müssen sich noch sehr schonen.“

„Schwester,“ bat er und faßte ihre Hände. „Bleiben Sie bei mir. Ich war so viel allein. Ich möchte auch noch einmal froh werden, so froh, wie Sie es sein können. Schwester Helen, wollen Sie meine Frau werden?“

Helen war ganz bestürzt über diese Worte. Herzlich strich sie ihm über das wellige Haar.

„Nicht davon reden, Mister Wilde! Ich bleibe bei Ihnen, bis Sie ganz gesund sind; aber wenn ich gehe, dann — dann dürfen Sie noch einmal fragen, und ich will Ihnen eine ehrliche Antwort geben. Vergessen Sie nicht, ich bin einfache Krankenschwester, stamme von deutlichen Bürgerseuten.“

„Ich werde Sie noch einmal fragen,“ und in seinen Worten lag eine beseligende Freude.

Harry Wilde genas.

Nach acht Tagen stand er auf, und nachdem noch weitere vierzehn Tage ins Land gegangen waren, sah Doktor Fjeldenhoyrn voll Freude, daß Harry Wilde auch seelisch gesund geworden war.

Als sie beim Abendessen plaudernd zusammensaßen, sagte der Arzt: „Nun wird unsere liebe Miß Helen bald für ihr Hospital wieder frei werden. Mister Wilde, Sie sind mir ihrer Hilfe gesund geworden.“

Harry Wilde legte Messer und Gabel beiseite und sah dem Arzte in die Augen.

„Herr Doktor, ich will Helen hier behalten, als meine Frau.“

Der Doktor traute seinen Ohren nicht. „Sie wollten —“

„Miß Helen heiraten. Sawohl, Doktor, das will ich, das heißt, wenn sie mich mag. Heute muß sich's entscheiden.“

„Ich glaube,“ sagte der Arzt, „daß Sie mit diesem Schritt das Beste tun.“

„Das glaube ich fest, Herr Doktor.“

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände. Als Helen wieder ins Zimmer trat, stand Doktor Fjeldenhoyrn auf und verabschiedete sich.

„Ich bin nun auch die längste Zeit bei Ihnen gewesen,“ begann Helen, als die beiden einander gegenüber saßen.

„Nein, Helen.“ Herzlich war sein Ton, und in seinen Augen stieg ein Leuchten auf.

„Ich bitte Sie noch einmal, werden Sie meine Frau, Helen. Ich habe Sie sehr lieb. Ich will nie mehr ohne Sie sein.“

Sie senkte die Augen vor seinen werbenden Blicken und ließ zu, daß er ihre Hände faßte.

„Wollen Sie, Helen?“

„Lassen Sie mir einen Tag Zeit, Herr Wilde.“

„Einen Tag, Helen? Aber nur einen Tag! Morgen sollen Sie mir Antwort geben.“

„Ich danke Ihnen, Herr Wilde.“

Der Ehearzt Doktor Alving blickte vom Fenster seines Privatkabinetts und Arbeitszimmers hinunter auf das Leben und Treiben in den Straßen San Franziskos.

Er sah auf den Kalender. Es war der 16. April. Doktor Alving fühlte sich mit einem Male so müde, und in ihm erwachte ein starkes Verlangen, einmal auszuspannen; nicht immer die Krankenluft um sich zu haben, sondern einmal glücklich zu sein in freier Luft und lichter Sonne.

Die Tür knarrte.

„Was ist, Schwester?“ fragte er, ohne sich umzudrehen. „Schwester Helen möchte Sie sprechen, Herr Doktor.“ „Ueberrascht fuhr er herum. „Schwester Helen? Ich lasse bitten.“ Als er dann der schönen, blonden Schwester gegenüber saß, sagte er wärmer, als sonst seine Art war. „Doktor Fjeldenhovm hat mir begeistert mitgeteilt, daß Sie seinen Patienten gesund gepflegt haben. Ich beglückwünsche Sie dazu, Schwester. Jetzt kommen Sie doch wieder zu uns?“

Helen's Herz ging stürmisch. Ein feines Rot färbte ihre Wangen, so daß sie ein Bild reiner Schönheit bot. „Ich weiß es noch nicht, Herr Doktor,“ sagte sie unsicher und richtete ihre Blicke auf des Arztes Antlitz. „Ich bitte Sie, weiterzusprechen, Schwester. Sie haben noch etwas auf dem Herzen.“ „Ja, Herr Doktor.“ Tief atmete sie auf. „Um Ihren Rat wollte ich Sie bitten.“

„Sprechen Sie, Schwester.“ Helen kämpfte eine Weile mit sich, bis sie es über ihre Lippen brachte:

„Herr Wilde hat mich gebeten, seine Frau zu werden.“ Mit gesenkten Augen sprach sie es und sah nicht, wie Doktor Alving zusammenfuhr. „Da soll ich Ihnen raten?“ Spröde und hart klang seine Stimme, so daß Helen zusammenfuhr. „Ja,“ bat sie bekommen, „ich — ich weiß nicht, was ich tun soll.“

Doktor Alving stand auf und ging einige Male erregt hin und her. Schließlich trat er zu Helen.

„Sehen Sie mich einmal an, Schwester!“ Gehorham hob sie die Augen und er sah wieder, wie schön eine beste Gefährtin war.

„Schwester Helen,“ sagte er warm zu ihr. „Sie sind meine beste Pflegerin. Das will ich Ihnen heute noch einmal sagen. Ich lasse Sie ungern scheiden, aber ich will Ihrem Glück nicht im Wege stehen.“

„Herr Doktor,“ bat Helen, „bitte raten Sie mir. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich habe keinen Menschen, den ich trauen könnte.“

„Schwester, ich glaube, daß Sie die Möglichkeit, eine so glänzende Partie zu machen, verwirrt. Ich rate Ihnen, denken Sie einmal nicht an das Drum und Dran, sondern nur an das eine: Lieben Sie Harry Wilde?“

Helen schwieg mit gesenktem Haupte. „Er ist herzlich gut. Wie ein Bruder ist er mir ans Herz gewachsen. Ich weiß nicht — ob das genug ist.“

„Manchmal, Schwester, manchmal auch nicht. Das kommt ganz darauf an, wie sich das Leben gestaltet.“

Er machte eine Pause, schen vor sich hinzubrüten. „Schwester, ich will Ihnen einmal eine Geschichte erzählen. Offen: meine eigene Geschichte! Ich war einmal verheiratet. Aus Liebe. Ich habe es wenigstens damals geglaubt. Dann habe ich erfahren müssen, daß es Liebe nicht gibt — oder daß es ein jämmerliches Ding ist.“

Helen zuckte unter seinen Worten zusammen, und er bemerkte es.

„Mein Leben, Schwester Helen, will ich nicht weiter vor Ihren Augen aufrollen. Es war hart und qualvoll; denn ich habe meine Frau bis zum Wahnsinn geliebt, und jetzt ist alles tot in mir. Es wäre mir vielleicht nicht so herb ergangen, wenn mich nur herzliche Neigung mit meiner Frau zusammengeführt hätte. Das werden manchmal nicht die schlechtesten Ehen. Vielleicht! Mein Schicksal ist ja nur ein Einzelschicksal; jedes gestaltet sich anders. Fassen Sie — Ihr Glück beim Schopf.“

Helen atmte schwer. Des Chefarztes Worte trafen ihre junge Seele hart.

„Oder — haben Sie Ihr Herz schon vergeben?“ „Langes, banges Schweigen. Weich klang des Arztes Stimme, als er weiter sprach. „Schwester, haben Sie einen andern lieb?“

Da schluckte das blonde Mädchen auf. Ihr Weinen war dem Doktor ein „Ja!“, das ihm wehtat.

„Dann lassen Sie doch den ganzen Plunder von Reichtum, der Ihnen geboten wird. Sagen Sie Harry Wilde, wie es um Ihr Herz bestellt ist.“

„Es geht nicht, Herr Doktor.“ „Warum nicht, Schwester?“

„Weil — weil! Ah, Herr Doktor — ich habe einen Menschen lieb, von Herzen lieb, aber er — liebt mich nicht.“

Doktor Alving war tief erregt. War es möglich, daß dieses Mädchen von einem Manne verschmäht wurde?

„Vielleicht wird er Sie noch lieben lernen.“ Seine Stimme zitterte, als er es aussprach.

Helen schüttelte den Kopf. „Ich will Ihnen helfen, Schwester. Lassen Sie mich Freierwerber für Sie sein. Sagen Sie mich nicht aus! Sagen Sie mir, wem gehört Ihr Herz?“

Da stand Schwester Helen langsam auf. Ein langer, seltener Blick traf ihren Vorgesetzten.

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor Alving. Sie sind sehr gut, aber Sie können mir nicht helfen.“

„Vielleicht doch, Schwester Helen!“ „Nein, Sie nicht. Sie nicht, Herr Doktor! Leben Sie wohl!“

Langsam noch, nachdem Helen gegangen war, ließ Doktor Alving an seinem Schreibtisch und starrte vor sich hin.

Noch härter als sonst waren seine Züge, und als die diensthabende Schwester einen Patienten meldete, erschrak sie heftig vor seinem Aussehen.

„Sind Sie krank, Herr Doktor?“ „Er schüttelte den Kopf. „Nein, Schwester. Nur müde. Zum Sterben müde.“

Sie wollte abwehren, aber er bat so lange, daß sie zusagte. „Ich habe Sorge, daß ich dich wieder verlieren könnte. Ich will dich, mein Glück, darum gleich an mich binden. Grolle mir nicht, Helen, sage ja!“

Dabei brach aus seinen schwermütigen Augen ein Strahl reiner Liebe, die Helen entwarfnete.

„Ich will, Liebster!“ Als der Wagen Harry Wildes sie nach ihrer einfachen, bescheidenen Häuslichkeit brachte — sie wohnte dicht neben dem Bittel-Hospital bei der Witwe eines einstigen Arztes, Frau Houle — kam ihr diese, mit der sie auf freundschaftlichem Fuße stand, entgegen.

Staunen, Fragen lag auf ihren mütterlichen Zügen. „Sie werden erwartet, Schwester, Helen.“

„Ich? Von wem denn, Mißreß Houle?“ „Das weiß ich nicht, Schwester. Ein großer, starker Mann. Er nannte sich Ballin. Ich habe ihn gebeten, einstweilen in Ihrem Zimmer Platz zu nehmen. Ich bin ängstlich, ob es richtig gemacht habe.“

„Ist schon gut so, Mißreß Houle. Ich weiß nicht, was er will, und werde gleich mit ihm sprechen.“

Als sie ihr Zimmer betrat, erhob sich der Anwesende und verbeugte sich.

„Sie wünschen mich zu sprechen. Ich bin Helen Scholler. Was führt Sie zu mir?“

Auf ihren Wink, nahm der hünenhafte Besucher wieder Platz, und Helen musterte ihn mit schnellem Blick. Es war ein strenges Gesicht, fast brutal, mit bösen Augen, die er stets halb geschlossen hielt.

„Ich habe einen Auftrag auszurichten, Miß Scholler.“ „Bitte, um was handelt es sich?“

Miister Ballin hielt einen Augenblick inne, ehe er scharf und nachdrücklich sagte:

„Mein Auftraggeber läßt Sie ersuchen, dem Millionär Harry Wilde nicht die Hand zum Lebensbunde zu reichen. Sie sollen ihn nicht heiraten. Mein Auftraggeber ist bereit, Ihnen eine Entschädigung von fünfzigtausend Dollar zu zahlen, wenn Sie dem Ersuchen nachkommen.“

(Fortsetzung folgt)

Die geheimnisvolle Klingel.

Anlässlich der Einweihung des Völkerschlachtdenkmals wurde für König August auch eine Vorführung der Leipziger Feuerwehr angelegt. Interessiert hörte sich der König die Erläuterungen des Branddirektors an und staunte, als auf einmal ein Klingelzeichen ertönte. Die Mannschaften eilten aus ihren Kammern an Stangen in das Erdgeschoss, hafterten die Pferde an und sausten in fieberhaftem Tempo hinaus. August sah nur nach der Klingel. Der Branddirektor räusperte sich und schließlich fragte Serenissimus: „Gedenke mal — woher kam denn das Gebimmel?“

„Wir haben einen Motorradfahrer zum nächsten Feuer-melder geschickt und von dort —“

„Achso!“ unterbrach er, „aber nun machen Sie noch eens: ist das nicht ein bißchen umständlich, wenn sie bei jedem Feuer ericht einen Motorradfahrer zum Melder schicken müssen?“

Geschichten unserer Zeit.

Von Jo Hanns Rösler.

Tam und Untam temperten nach Hause. Die Uhr schlägt Mitternacht. Stockfischer ist die Landstraße, die vor ihnen liegt. „Hände hoch!“ stehen plötzlich zwei mächtige Kerle vor ihnen. — Tam und Untam denken nicht daran, sich zu ergeben.

Tam greift in der Finsternis einen und nimmt ihn schwer her. Stößt und schlägt zu, wohin er immer trifft. Er setzt ihm so zu, bis der Gegner wimmernd am Boden liegt. Dann stäubt er sich die Hosen ab und geht nach Hause.

„Untam! Untam!“ ruft er nach seinem Freund. Aber Untam scheint längst über alle Berge.

Am nächsten Morgen treffen sich die Freunde. — „Mich haben sie gestern schwer verhaun“, jammert Untam. „Warum bist Du weggelaufen“, erzählt jetzt Tam seine Heldentat, „ich habe meinen Gegner halbtot geschlagen. So gar die Krawatte habe ich ihm abgerissen. Hier ist sie.“

Untam guckt einmal. Untam guckt zweimal. „Manu?“ sagt er dann, „das ist doch meine, die ich gestern abend eingekauft habe!“

Miister Miisterling ist kein Freund von vielen Worten. Vor allem daheim nicht. Er wünscht alles mit einem Wort zu sagen. So hat er auch sein Personal erzogen.

„Frühstück“, ruft er am Morgen. Sofort bringt man ihm das Frühstück, die Zeitung, die Morgenpost, den Anzug, der Friseur wird bestellt, das Auto fährt vor und das Kragengürtchen wird angewärmt.

Eines Morgens erwacht Miister Miisterling. „Krant“, ruft er diesmal.

Der Diener verschwindet. Eine volle Stunde bleibt er weg. „Wo waren Sie so lange?“ fragt Miisterling streng. „Arzt bestellt, Medizin geholt, Totenfrau angerufen, Grab gekauft, Kränze ausgesucht, Todesanzeige aufgegeben.“

Auf der grünen Wiese stand der Theodor. Mitten im Gras. Neben einem Baum. Und in Strümpfen.

„Was machen Sie denn da, Theodor?“ kommt einer zufällig vorbei. „Ich habe mir heute früh in der Stadt Schuhe gekauft und sie gleich angezogen. Und da haben sie nun gedriert und gedriert, so daß ich nicht weiter konnte. Da habe ich sie hier ausgezogen.“

„Na und?“ „Da ist ein Mann vorübergekommen, ein sehr liebenswürdiger Mensch und er hat mir angeboten, sie in die Stadt zu tragen, um sie mir umzutauschen.“

„Ein ganz fremder Mensch?“ „Ein ganz Fremder.“

„Seit wann warten Sie denn schon auf ihn?“ „Seit acht Stunden. Ich habe schon Angst, daß ihm etwas passiert ist.“

Bänkel besteigt den Eiffelturm. Beguckt begeistert Bäume und Bauten. Besonders freut er sich über die kleinen Menschen, die da unten herumlaufen. Endlich klettert Bänkel wieder hinauf.

Steht auf dem Marsfeld. Kommt ein Herr. „Grüß Gott“, greift ihm Bänkel an die Hand, „wie geht es?“

„Erlauben Sie mal“, springt der Herr erschrocken zurück, „wir kennen uns nicht, Sie müssen sich irren.“

„Keineswegs“, zeigt Bänkel nach oben, „Ich komme vom Turm und kenne Sie schon, wo Sie noch so klein waren.“

Vor einem Lokal stand ein Automat. Mit Bonbons und Schokolade. Einwurf zehn Pfennige. Pilgert Bänkel heran. „Zehn Pfennige?“ erwägt er, „ach was, es sieht ja niemand und für fünf Pfennige wird es auch gehen.“

Schlaue steckt er einen Fünfer in den Spalt. Der Fünfer fällt herab. Nichts fällt heraus. Rüttelt Bänkel an der Stange. Pumpert Bänkel an die Wand. Nichts rührt sich.

„Ich zerklage den alten Kasien“, schreit er wütend, „Mißwiedel elendiges, geiziger Hund, kapitalistische Kommode!“

Um aber den Fünfer nicht einzubüßen, läßt er noch einen zweiten Fünfer folgen, um so den Zehn-Pfennigbetrag vollzumachen. Aber auch der zweite verschwindet erfolglos.

„Einen ehelichen Mann beschwindeln“, zittert Bänkel traurig ab. „So eine Gemeinheit!“

In dieser Minute tritt eine Frau zum Automaten. Steckt einen Zehn-Pfenniger hinein und erhält eine Schachtel Bonbons.

Wie Bänkel das sieht, faßt er hastig was kannste zurück. „Was?“ schreit er den Automaten an, „beleidigt und par-tiell auch noch?“

Petite hat zwei Hündchen, Zwergspitze. Sie liebt ihre Hündchen abgöttisch. Ist, schläft und spielt mit ihnen. Eines Tages stirbt ein Tier.

Petite ist trostlos. — „Können wir das Fell nicht ab-ziehen“, trägt sie ihren toten Liebling zum Kürschner, „ich habe ihn sehr lieb gehabt und möchte zum Andenken sein Fell als Mäffchen tragen.“

„Ein Fell ist zu klein“, bedauert der Kürschner. „D, das ist weiter nicht schlimm“, zeigt da Petite auf den noch lebenden Hund, „nehmen Sie einfach den dazu.“

Es war im Frühjahr dieses Jahres auf der Vogelwiese in Birna. Vor der Schaubude „Schleier des Orients“ drängte sich eine bunte Menge. „Meine Damen und Herren“, gongt der Ausruf, „Wir zeigen Ihnen heute in unserer weitberühmten Attraktionschau neben Miß Gimmal-unleben, dem medizinischen Wunder, halb Mann, halb Weib, ohne Extraentree das Durchsägen einer Dame. Vor Ihren Augen wird Professor Glundrus mit einer richtigen Säge eine richtige Dame quer durchsägen. Treten Sie näher! Kommen Sie rein! Sofort ist Anfang! Sie brauchen nicht zu warten! Eintritt pro Person auf allen Plätzen nicht fünf Mark, nicht vier Mark, nicht drei Mark, nein, nur — weil die Birnaer so gute Menschen sind — nur fünfzig Pfennige!“

Andächtig glockt Pietsch aus Böhscha. „Au nee“, meint er dann zu der Pietschen, „da ist sicher ein Schwindel dabei, sonst könnten sie das für fünfzig Pfennige nicht machen.“

Das Mädchen ging über die Straße. Ein Herr folgte ihr. Das Mädchen nahm einen Wagen. Der Herr besah einem Chauffeur, hinterher zu fahren.

Das Mädchen eilt in ihr Haus. Der Herr geht vor ihrem Fenster drei Stunden auf und ab.

„Ein Rendezvous“, flehte ein Brief am Morgen. „Ein Rendezvous“, bettete das Telefon des Mittags. „Ein Rendezvous“, meinten weiße Rosen zur Stunde des Tees.

Da ließ sich das Mädchen erweichen. „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind“, küßte der Herr ihre Hand.

„Denken Sie nicht schlecht von mir. Es ist das erste Mal in meinem Leben“, gab ihm das Mädchen ihre Hände. „Fürchten Sie nichts Schlimmes“, gab ihr der Herr die Hände zurück, „ich bin Buchhändler und wollte Sie ledig-lich fragen, ob Sie Interesse an Schwabes Weltgeschichte, acht Bände, Halbleder, zahlbar in zehn Monatsraten, haben?“

In einem kleinen Ort an der Elbe gibt es eine Wein-stube. Von den ehrbaren Bürgern der ehrbaren Stadt in den ehrbaren Abendstunden ehrbar besucht. Vergangenen Monat mußte ich dort einen Abend verbringen und verbroch mich in besagte Weinstube. Plötzlich höre ich aus der Neben-loge im lebhaften Disput das Wort „Relativitätstheorie“ fallen. Ich staune, erwarte angenehme Gesellschaft.

„Ich hörte vom Nebentisch“, stellte ich mich vor, „daß die Herren von Relativitätstheorie sprechen.“

„Bitte? Von was?“ „Relativitätstheorie.“

„Er kann's noch! Er kann's noch!“ lachten da alle laut. „Ich verstehe Sie nicht“, stand ich verdattert, „ich dachte — ich glaubte —“

„Na hören Sie, Sie sind ein nettischer Zwiidel“, schrien da die Herren aus vollem Halse, „wir probieren doch nur, ob wir noch eine Runde vertragen können. Früher sagte man in solchen Fällen ‚Verfassen‘ und heute sagen wir — wenigstens wir Gebildeten — eben ‚Relativitätstheorie‘.“